

# Blätter aus Krain.

## Beilage zur Laibacher Zeitung.

N<sup>o</sup>. 49.

Fünfter Jahrgang.

7. Dezember 1861.

### ⊗ verzweifle nicht am Glücke!

⊗ verzweifle nicht am Glücke,  
Herz, getäuscht so viel und oft,  
Niederschwebts auf goldner Brücke  
Plötzlich wohl, und unverhofft!  
Ungerührt von Klagen, Weinen,  
Wie's auch lange zögern mag,  
Einmal wird es doch erscheinen,  
Einmal kommt sein Bonnetag.

Wandle nur auf seinen Spuren,  
Deinem gläubigen Vertraun  
Kann's erblihen auf den Thuren,  
Von den Sternen kann es thau'n,  
Aus den Lüften kann es regnen  
Wie ein fallend Rosenblatt,  
Plötzlich kann es dir begegnen  
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen  
Ganz dein Muth verloren glaubt,  
Kann sich's plötzlich zu dir neigen  
Wie ein liebestrübend Haupt.  
Wo sich bricht an Kerkermauern  
Der Verzweiflung banges Flehn,  
Kann es dir mit Wonneshauern  
Plötzlich in die Seele wehn.

Sahst du deine Jugend schwinden,  
Und es blieb dir unerlebt,  
Kann dem Mann es Kränze winden:  
Nimmer kommt es ja zu spät!  
Noch den Greis kann es entzücken,  
Und noch in der Todesstund'  
Kann es seinen Kuß dir drücken  
Segnend auf den bleichen Mund.

Robert Kammerling.

### Die verhängnißvolle Reise.

Aus den Mittheilungen meines Freundes.  
(Fortsetzung.)

„Herr Doktor,“ begann ich eines Tages, als er wieder die Kunde bei seinen Pflegebefohlenen machte, „ist es erlaubt, einige Worte in Ruhe vorzubringen?“

„Reden Sie.“

Und nun suchte ich auf eine natürliche, einfache Weise meine Lebensverhältnisse kurz auseinander zu setzen und bat

ihn endlich mit rührenden Worten, mich nicht das Opfer eines entsetzlichen Irrthumes werden zu lassen.

Er hatte mich schweigend angehört, ohne mich anzusehen, wie Jemand, der schon im Voraus weiß, was kommen wird; dann antwortete er mir kalt: „Ich hoffe Sie durch eine zweckmäßige Behandlung noch zu der Erkenntniß Ihrer wahren Person zu bringen, und es wird ganz gewiß in nicht zu langer Zeit die Erinnerung an Ihre eigentlichen Lebensverhältnisse in Ihnen geweckt werden.“

„Wer bin ich denn eigentlich?“ fragte ich mit vor Schrecken zitternder Stimme.

„Sie sind nicht Wilhelm B., der reiche Erbe, wie Sie sagen, sondern Ludwig H., der Ziehsohn des Herrn, der Sie hierher gebracht, und der mit Recht Ihre Dankbarkeit für seine väterliche Sorge von Ihnen verlangt.“

Das war mehr, als ich erwartet hatte, ich stand wie versteinert da, unfähig, ein Wort als Widerlegung des Gesagten vorzubringen.

Diese Erklärung zeigte mir die ganze Hoffnungslosigkeit meiner Lage, sie war geeignet, mich wirklich dem Wahnsinne entgegenzuführen und eröffnete mir die Aussicht, bis zu meinem Tode diesem entsetzlichen Hause anzugehören.

Ich ließ die Arme schlaff hinabfallen, senkte traurig den Kopf und sprach dann in schmerzlicher Ironie: „Es mag wohl so sein, ich bin wirklich nicht derselbe, der ich noch vor Kurzem war.“

Der Doktor erwiderte nichts mehr, sondern gab meinem Aufseher die gewöhnlichen Verhaltensbefehle und entfernte sich.

Als ich wieder allein war, fühlte ich mich so verlassen und hilflos, so ohne Muth und Hoffnung auf eine günstige Wendung meines Schicksals, daß ich mich ohne Rückhalt meinem Schmerze hingab und heiße Thränen aus meinen Augen stürzten. Es war mir unmöglich, an diesem Tage meine Gedanken zu sammeln, in mir wogte und stürmte es, als sollte ich für das Haus reif werden, in das ich mit vollkommen gesundem Verstande gekommen war. Selbst der Schlaf wollte mich nicht erquicken, denn die wildesten Träume beängstigten meine Seele, und erst gegen Morgen fiel ich in einen leichten Schlummer.

Ich ergab mich nun willig in mein Schicksal und unterwarf mich geduldig jeder Prozedur, der man mich gleich den wirklich Wahnsinnigen, behufs der vermeintlichen Hei-

lung unterzog. Ich sträubte mich gegen nichts, murrte nicht, fragte um nichts, denn mein Geist war trübe; es gab sogar Augenblicke, in denen ich dachte, es wäre eine Wohlthat für mich, wenn meine Sinne sich umnachteten und ich das Bewußtsein meines Unglückes verlöre; aber der Körper, der im Leben überhaupt so häufig dem Geiste die Herrschaft streitig machen will, lehnte sich auch bei mir gegen die Seelenstimmung auf. Die mäßige Kost und die kalten Sturzbäder begannen nämlich auf mein Nervensystem sehr wohlthätig einzuwirken. Eine weiche Erziehung hatte mich verzärtelt, und die Behandlungsweise hier stärkte meine Nerven, die Aufgeregtheit derselben fing an nachzulassen und ein gesunder, regelmäßiger Schlaf stellte sich ein.

Mit der Zunahme meiner physischen Kräfte begann aber die Lust zum Leben wieder zu erwachen, und die Sehnsucht nach Freiheit ließ mich auf Mittel sinnen, meinem Gefängnisse zu entfliehen. Aber so oft ich diesem Gedanken nachhing, eben so oft kam ich zu der Ueberzeugung, daß ohne die Hilfe eines Zweiten es eine absolute Unmöglichkeit sei, von hier unbemerkt zu entkommen. Und diese Ueberzeugung neben der Gesundheit und wachsenden Kraft meines Körpers begann mich schwermüthig zu machen, wozu der Mangel an Beschäftigung und Umgang mit vernünftigen, gleichgestimmten und gebildeten Menschen gleichfalls sehr viel beitrug.

Eines Nachts, als ich mich wieder schlaflos auf meinem Lager herumwälzte, kam die Erinnerung an meine geliebten Eltern lebhafter als je in mein Gedächtniß; ich bedachte, wie ruhig sie in die Zukunft geblickt haben mochten, als Sie starben, da sie mir ein großes Vermögen hinterlassen konnten und mich darum vor Mangel und kleinlichen Sorgen bewahrt wußten. Und hatte nicht gerade das Geld mich in mein gegenwärtiges Elend gebracht? Was nennt der Mensch oft Glück, was bezeichnet er sehr häufig mit der Benennung „Mißgeschick“, ohne in beiden Fällen ein richtiges Urtheil gefällt zu haben! Ich erinnerte mich an meine glückliche Kinderzeit, an die vielversprechende Zukunft, die mir in Aussicht gestellt worden, und bittere Wehmuth bemächtigte sich meiner bei diesen Betrachtungen. Meine fromme Mutter hatte mir oft gesagt: „Reichthum schützt vor Leiden nicht, nur der Allgütige vermag es, und in seiner Barmherzigkeit mildert er dieselben und nimmt sie ganz von uns, wenn wir ihm vertrauen. An ihn sollen wir zuerst denken, wenn es uns schlimm geht, seinem Schutze uns empfehlen und ihn um Hilfe bitten; dann wird das Vertrauen auf ihn uns stark machen und wir werden nicht zu Grunde gehen.“

Der Mond schien hell in meine Zelle, es war mir, als schwebte sie auf den Strahlen desselben hernieder und flüßerte mir ihre Lehre neuerdings zu. Ein heiliger Schauer durchbebt mich, ich sank auf die Kniee, hob die Hände zu dem reinen Nachthimmel empor und betete inbrünstig: „Herr, laß mich hier nicht elend und verlassen sterben, reiche mir deine starke Hand, daß sie mich aus diesem Hause führe.“

So betete ich, und indem ich mir Muth einzusprechen suchte, wurde ich ruhiger. Der Gedanke, in der Erinnerung mit meinen Eltern zu verkehren, hatte etwas Wohlthuendes für mich. Ich hörte nicht auf, mich mit dieser Erinnerung zu beschäftigen und ich rief mir ihre Gespräche und Ermahnungen wiederholt ins Gedächtniß zurück.

Auf eine seiner Lehren hatte mein Vater einen besondern Nachdruck gesetzt und mir dieselbe zu öfteren Malen angeführt, als hätte er mein gegenwärtiges Schicksal geahnt.

Er pflegte zu sagen: „Der klügste Mensch kann bei aller Vorsicht in ein Unglück, oder überhaupt in eine mißliche Lage gerathen; solche Fälle ereignen sich sehr leicht, ohne daß man sie verhüten kann. Die wahre Klugheit kann man aber bewahren, wenn es sich darum handelt, den Weg aus seinem Ungemache wieder herauszufinden. Die erste und wichtigste Bedingung hiezu ist Besonnenheit; wenn wir diese nicht verlieren, so werden wir auch unsere wahre Lage zu beurtheilen im Stande sein und die rechten Mittel zu unserer Rettung finden.“

Besonnenheit! ja, deren war ich im hohem Grade bedürftig, denn in meinem Innern hatte es bisher getobt und gegährt, wie in einem Vulkane. „Ich will mich bemühen, ruhig zu sein,“ sprach ich zu mir, „um die Mittel zu erwägen, welche zu meiner Rettung dienlich sein könnten.“ — Aber ach, die Aussicht zu deren Auffindung bot nicht viel Tröstliches. „Doch Muth!“ dachte ich weiter, „ich will besonnen sein, auf daß ich den Weg gewahr werde, den mir der Himmel zeigen soll.“ Besonnenheit aber kann ich nur erlangen, wenn ich so wenig als möglich meine verzweifelte Lage mir zu Gemüthe führe, ja sogar mich bemühe, sie zeitweilig zu vergessen.

Wie aber dieß anfangen? deliberirte ich weiter, dazu gehört Beschäftigung, Zerstreuung, wie soll ich diese hier finden? Arbeiten läßt man mich nicht, weder schreiben noch mittelst eines Instrumentes etwas Mechanisches verrichten. Aber im Garten durfte ich mich ergehen, unter den übrigen Unglücklichen mich frei bewegen. Bisher hatte ihr Anblick und ihre Gesellschaft in mir ein unheimliches Gefühl erregt und ich ging einem Jeden von ihnen aus dem Wege. Von morgen an wollte ich gerade das Entgegengesetzte thun. Ich beschloß, meinen Widerwillen zu überwinden und mich an ihren Anblick zu gewöhnen, wobei ich die verschiedenen Erscheinungen des Wahnsinnes und die mannigfachen Ausbrüche desselben beobachten wollte.

Es war dieß freilich keine erweiternde Beschäftigung, aber es war doch Beschäftigung, es war eine Thätigkeit, die meine Gedanken von meiner Person auf andere Gegenstände lenkte, und dieses Vorhaben, mit dem ich schon morgen beginnen wollte, wirkte für den Augenblick so wohlthuend auf mich ein, daß ich mit den besten Hoffnungen zur Ruhe ging und ohne böse Träume bis zum Morgen mich eines gesunden Schlafes erfreute.

Anfangs hatte es mir Ueberwindung gekostet, meine ganze Aufmerksamkeit jenen Unglücklichen zu schenken, deren

Wesen so viel Abstoßendes, ja bisweilen Grauererregendes hatte; allein meine Beobachtungen gewährten mir allmählig auch Interesse durch die vielen Eigenthümlichkeiten der Kranken, wozu sich Mitleiden für dieselben gesellte, denen ich in Kurzem meine innigste Theilnahme schenkte und so meinen hauptsächlichsten Zweck, den ich für den Augenblick im Gesichte behalten mußte — Zerstreuung meines Geistes auch wirklich erreichte. Bisweilen wollte freilich der Kleinmuth sich wieder einstellen, denn gedachte ich der Worte meines seligen Vaters, daß man im Unglücke, wenn man sich daraus erretten wolle, vor Allem die Besonnenheit nicht verlieren dürfe, und durch diese Gedanken ermutigt, bezwang ich das aufsteigende Herzleid. (Fortsetzung folgt.)

### Das Schachspiel.

Der eigentliche Zweck jedweden Spieles ist in der Regel das durch das Spiel gebotene Vergnügen. Als uneigentlicher oder Nebenzweck wird Kräftigung des Geistes und des Leibes angestrebt. Ausnahmsweise erscheint die Ergößlichkeit des Spieles als Nebenzweck, während geistige und leibliche Veredlung als Hauptzwecke angestrebt werden. Da aber jedes Spiel als solches einen Reiz gewährt und die Leidenschaft des Menschen zu erwecken fähig ist, so geschieht es nicht nur, daß dort, wo das Vergnügen der Hauptzweck ist, die Nebenzwecke völlig außer Acht gelassen werden, sondern auch dort, wo das Spiel selbst nur Nebensache ist, das Behagen an demselben sich zur Hauptsache gestaltet und die leibliche und geistige Wohlfahrt nicht nur leidet, sondern völlig zu Grunde geht.

Die Spiele und deren Anwendungen erweisen sich somit für das Kulturleben von höchster Bedeutung. Die Scheidewand, wo die Rathsamkeit endet und die Verwerflichkeit beginnt, ist oft dünner als ein Haar. Das Spiel ist dem Einen ein Born der Erquickung und die gewonnene Heiterkeit auf den Graß des Berufes übertragend, wird er gleichsam spielend zum großen oder reichen Manne, während ein Anderer Alles, was er im Leben überkommen oder errungen, im Spiele vergeudet und als Krüppel oder Bettler keinen Beruf im Leben mehr zu verfolgen sich eignet! — Das Schachspiel ist jedenfalls eines der edelsten, vielleicht das edelste Spiel, insofern es nicht auf sinnlichen, sondern auf geistigen Genuß berechnet erscheint. Seine Schattenseite jedoch bleibt es, daß der Reiz des Spieles nicht allein der Hauptzweck ist, sondern auch anderweitige wohlthätige Resultate mehr oder minder völlig ausschließt. Dem leiblichen Wohle gegenüber wirkt es eher abträglich, als fördernd, und wenn in geistiger Beziehung die Steigerung des Kombinationsinnes auch nicht gelängnet werden kann, so geschieht letzteres doch auf Kosten anderer Seelenthätigkeiten und die Spielenden werden abgesspannt, nicht aber angeregt das Schachbrett verlassen. Endlich läßt die objektive Würde des Spieles leicht die Täuschung zu, als

wäre durch dasselbe eine wirkliche Leistung ersetzt, der Leidenschaft wird ein gleißender Purpurmantel umgehungen und die Vernachlässigung ernster und erspriesslicher Berufsthätigkeit durch den Triumph des Scharfzünes beschöniget. Das „Schach“ wird, wenn auch die Leidenschaft, von der es gepflegt wird und die sich Eitelkeit oder Ehrgeiz nennt, eine edlere ist, als die gemeine Genuß- und Habsucht manch anderer Spiele, doch nicht selten gleich den letzteren zur Lebensaufgabe und solche ein Gegenstand der Lächerlichkeit oder des Unglückes. Mag ein Schachspieler von seinen Fachgenossen sowohl, als von Laien auch als Koryphäe sonder Gleichen gefeiert werden, wenn er eben nichts weiter als Schachspieler ist, repräsentirt er doch nur den Wadador einer unfruchtbaren Kunst. Wir glauben daher dem großen Mendelssohn nicht Unrecht geben zu dürfen, wenn er behauptet, daß das Schach als Spiel ihm zu viel Verstand ersfordere und als Verstandessache zu viel Spiel sei.

Das Schachspiel ist zweifelsohne eine Tochter des Kriegs- oder Soldatenspiels (*ludus latronum*), welches bei den Römern bereits unter dem Imperator Augustus in vollster Blüte stand und sofort nach Ost und Nord sich verbreitete. Die deutsche Benennung „Damenbrett“ dürfte daher nicht von dem fränkischen Ausdruck „Dame“, sondern von dem alten germanischen Worte „Damm“, welches so viel als Widerstand und Krieg bezeichnet, herzuleiten kommen. Ovid und Seneca bezeugen, daß im Palaste, wie im Kriegerzelt das Brett mit den schwarzen und weißen Steinen leidenschaftlich gehandhabt wurde. Der Meisterschaft im „Kriegsspiel“ dankte Prokulus die, wenn auch nur flüchtige Erhebung zur Imperatorwürde.

Die Reformation dieses Spieles und seine Umwandlung in das „Schach“ scheint jedenfalls in Indien erfolgt und von da zu den Persern, Griechen und Chinesen gelangt zu sein. Die Sage nennt den Braminen Sisa, der im fünften Jahrhunderte, unter dem mächtigen Könige Behram gelebt haben soll, als Erfinder. Es galt, den jugendlichen, unbesonnenen, von Herrschsucht verblendeten Fürsten zu belehren, daß der Herrscher allein sich nicht behaupten könne und das verachtete, gemeine Volk ihn nur zu stützen vermöge, daß der Verlust eines einzigen Kriegers unberechenbaren Nachtheil, ja selbst den Untergang des Kronenträgers nach sich zu ziehen im Stande sei. Dieser Sisa soll es auch gewesen sein, der von dem entzückten und bekehrten Monarchen sich nichts weiter zum Lohne erbat, als die 64 Felder des Spielbrettes derart mit Weizenkörnern zu besetzen, daß auf das erste Quadrat ein Korn, auf das zweite zwei Körner, auf das dritte 4 Körner, und sofort immer um die Hälfte mehr zu liegen kämen. Fast entrüstet war der König über die Kleinlichkeit dieses Begehrens, aber die Entrüstung wich dem größten Staunen, als der Schachmeister eröffnete, daß alle Kornvorräthe des Reiches den Wunsch zu erfüllen nicht ausreichend seien. Die Ruhanwendung, welche nun der Weise machte, indem er den Gebieter vor übereiltem Gewähren und Handeln warnte, ergibt sich von selbst.

Das interessante Spiel fand allerorts seine Gönner. Der gewaltige, welterschütternde Lamelau soll außer dem Schlachtfeld nur das Schachbrett mit Begeisterung gepflegt haben, auf welsch letzterem er jedoch in Aladdin seinen Meister fand. Der sechste Kalife, aus dem Stamme der Abbasiden, Al-Amir, gab eher Bagdad, als eine mit seinem Günstling Kuter begonnene Schachpartie verloren. Sultan Mahmud war ebenso in der Kriegeslist als im Königsspiele unerreicht.

Mit der Liebe zum Schachbrett steigerte sich auch der Luxus in der Ausstattung desselben. Ein persischer Regent besaß Figuren, deren mindeste über 3000 Goldgulden werth war.

Das Schachspiel wurde wahrscheinlich erst durch die heimkehrenden Kreuzfahrer aus dem Morgenlande nach Europa gebracht. Die Sage, daß Karl der Große bereits von dem Kalifen Harun-Al-Raschid ein Schachbrett zum Geschenke erhalten, läßt sich durch nichts begründen und daß das Schachspiel mit den großen elfenbeinernen Figuren, so sich in der Abtei St. Denys befindet, ein Eigenthum des großen Frankenkaisers gewesen, ist durch gründliche Forscher widerlegt. Eben so wenig können die Ritter- und Heldenbücher des 12. und 13. Jahrhunderts, die das Schachspiel hoch in die deutsche Vorzeit rücken, als geschichtliche Beweise gelten.

Als das Königsspiel aber in Deutschland, Frankreich, England und Welschland Boden gewonnen, erfreute es sich auch der sorgfältigsten Pflege.

Schien auch die Könige des Abendlandes nicht, gleich den Gewaltherrn des Orients, ihre Kronen selber am Schachbrett ein, so war die Leidenschaft des Spieles doch keine geringe. Das „Schach“ erhöhte den Reiz des fürstlichen Lebens und milderte die Qualen des Kerkers. Der letzte Hohenstaufen und der letzte Babenberger, der standhafte Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich I., vernahm sein Todesurtheil am Spielbrett. Die Schilderung der Pracht in den uralten Romandichtungen, wie wenig dieselben auch sonst auf positiven Grundlagen ruhen, scheint doch einen Beweis zu liefern, daß auch der Westen Europa's auf kunstvollste Bretter und werthvollste Steine sein Augenmerk richtete. Don Juan d' Austria soll einen glänzenden Saal sich haben erbauen und mit großen schwarzen und weißen Marmor tafeln pflastern lassen, während eigens abgerichtete Personen in prunkendster Tracht die Stelle der leblosen Figuren vertreten mußten.

Nach von dem blinden Ehrgeiz und der Gewinnsucht weiß das Schachspiel manch traurige Mähr zu berichten und das scharfe Schwert des Besiegten durchbohrte nicht selten den Sieger.

In unserer neuern, minder romantischen Zeit greift der verletzte Stolz wohl nimmer so rasch nach Schwert oder Dold, indessen steht auch noch heut zu Tage das Schachbrett, wie so manches andere Spiel, Männer, die als Freunde zusammenkamen, als Feinde scheiden und die Lust am Spiele selbst fordert zahlreichere Opfer, als sich sollte glauben lassen.

Besaß ich doch selbst einen Jugendfreund, den sein leidenschaftlicher Hang zum Schachbrett verdarb. Wir fanden uns gut mit einander ab — vielleicht derowegen, weil ich nie einen Stein in die Hand nahm. Seine Spielsucht führte ihn jedoch aus meinen Bahnen in eine andere Gesellschaft. Er war in jungen Jahren schon ein Meister, brachte aber auch im vollen Sinne des Wortes Tage und Nächte am Schachbrette hin, während die Professoren im Kollegium ihm wenig Kummer machten. Verunglückte Prüfungen zwangen ihn zum Verzicht auf die Studien und wiesen ihm, der seiner Geburt und Stellung nach leicht das Höchste hätte erreichen können, eine sehr untergeordnete Berufsthätigkeit an. Nach langen Jahren der Trennung traf ich ihn wieder. Er sah sehr herabgekommen, ja beinahe elend aus. Das Gespräch kam auf einen dritten Jugendgenossen, der durch geistreiches Eingreifen in die Verhältnisse sich kräftig emporgeschwungen hatte. Ich ließ dem Manne Gerechtigkeit widerfahren. „Nah“, lautete die Antwort, welche von einem verächtlichen Lächeln begleitet war, „im Schach ist er nicht — auf drei Züge mach' ich ihn matt!“

Ludwig Bowitzsch.

## Literatur.

Von den Verhandlungen und Mittheilungen der juristischen Gesellschaft in Laibach ist das erste Heft des ersten Jahrganges erschienen und wird am 10. Dezember ausgegeben werden. Es enthält zum Eingang ein Programm, die Zeitschrift selbst, ihr Erscheinen und die Uebersicht dessen, was sie bringen wird, betreffend; dann zwei wissenschaftliche Vorträge, gehalten in der zweiten Monatsversammlung, a) zur Lehre über die Pränotation gegen Nachtrag der Original-Urkunden, vom Herrn k. k. Landesgerichtsrath Ed. v. Strahl; b) die Grundzerstückelung und die Banernerbsfolge in Krain, von Dr. G. H. Costa; hierauf folgen Nachrichten, die Gesellschaft betreffend, z. B. Statuten, Geschäftsordnung, Mitgliederverzeichnis u.; daran reihen sich die Protokolle über die beiden stattgehabten Versammlungen, sowie ein Bericht über die Gründung der Gesellschaft und ein Nachruf an H. G. v. Savigny; den Schluß machen Entscheidungen österreichischer Gerichtshöfe, zusammengestellt vom Herrn k. k. Auskultanten Julius Ledentig, und eine literarische Notiz.

Die neunte Auflage von Haidinger's Selbstadvokat, welche soeben bei Friedrich Manz in Wien erschienen ist, verdient vollkommen die günstige Ausnahme, welche derselben unter allen Ständen zu Theil wird. Dieses Werk zeichnet sich vor ähnlichen Unternehmungen durch das Bestreben vortheilhaft aus, stets auf dem Standpunkte der neuesten Gesetzgebung zu bleiben und jede Auflage mit neuen werthvollen Zusätzen zu vermehren, so sind in dieser Auflage auch die gegenwärtig in Ungarn geltenden Gesetze, namentlich das Wechselgesetz berücksichtigt. Dabei ist das Buch durchaus praktisch gehalten, die Gesetze sind einfach und allseitig erläutert und ihre Anwendung ist durch viele höchst anschauliche Beispiele dargestellt; alles dieses erklärt wohl zunächst den wahrhaft außerordentlichen Absatz, den dieß wirklich gute Buch binnen wenigen Jahren gefunden.